

Wie es an einem Mittwochnachmittag in einem Coiffeursalon zu- und hergeht.

Emile Leroy ist gerade dabei, letzte Hand an die Frisur des 12-jährigen Max zu legen. Mit der Ecke der Tondeuse schneidet er eine saubere Haarkontur, exakt fünf Millimeter Abstand zur Rundung der Ohrmuschel. Das ist Nidauer Standard, welchen Emile einzuhalten gelernt hat. Wenn man ihm aber freie Hand lässt, was auch ab und zu vorkommt, dann kann Emile zeigen, dass Haare schneiden eine Kunst ist.

Emile Leroy. Vor 15 Jahren hat es ihn aus Paris hierher verschlagen, niemand weiss warum, aber was sollte es anderes gewesen sein als die Liebe. So hat Nidau unverhofft einen charmanten, wenn auch eigenwilligen Figaro erhalten, der neue Trends nicht nur bedient, sondern sie manchmal auch kreiert.

Niemand, der diesem Emile auf der Strasse begegnet, diesem Mann mit den unbekümmert offenen Gesichtszügen und der wilden Lockenpracht, die mit Mühe und Not zu einem Pferdeschwanz gebändigt ist, würde an einen Coiffeur denken. Bei vielen Leuten klingt etwas an, wenn sie ihm begegnen, aber nur wenige können es benennen: Er ist ein Musketier. Der zwar nicht den Degen schwingt, aber genauso elegant die Schere.

Er besucht jedes Jahr den Congrès international des maîtres stylistes in Paris; während einer Woche tauschen sich dort Coiffeurmeister aus verschiedenster Herren Länder – für einmal stimmt das tatsächlich, es sind lauter

Herren-Coiffeure, die sich an diesem Kongress treffen – über die neusten Trends im Bereich der Herren-Frisuren aus. Dort hat Emile von einem afrikanischen Kollegen aus Abidjan gelernt, wie afrikanische Locken gemeistert werden können; Emile ist also jederzeit auf der Höhe seiner Aufgabe, auch wenn er seine afrikanischen Kenntnisse nur selten anwenden kann.

Warum er in Nidau geblieben ist, warum einer wie Emile an einem Ort wie Nidau leben will, ist eines der Rätsel, die nie gelöst worden sind. Obwohl ein grosser und namhafter Teil der Nidauer Bevölkerung versucht hat, das herauszufinden. Wenn man ihn direkt fragt, so zwinkert er einem so verschwörerisch zu, dass man nicht anders kann, als zurückzuzwinkern. Worauf man von ihm eines dieser Lächeln geschenkt bekommt, die noch Stunden später nachwirken und einen glauben machen, man sei Teil eines grossartigen Komplotts.

Emile macht also gerade den Finish an Max. Bei Erwachsenen geht er dabei langsam in einem 300-Grad-Bogen um den Stuhl und den sich darauf befindlichen Kunden herum und sprüht ihm dabei Eau de Cologne – nicht aus Köln, sondern aus Paris, darauf legt Emile wert – auf die Haare: Mit einer Hand deckt er das Gesicht des Kunden ab, mit der anderen Hand führt er die Parfümflasche mit der Sprühdüse in 30 Zentimetern Abstand am Kopf des Kunden vorbei und mit der dritten Hand bedient er den Gummiball, welcher mittels eines langen Schlauchs den Druck für das Versprühen des Parfums erzeugt. Noch niemand hat verstanden, woher Emile jeweils die dritte Hand für diese Prozedur hernimmt.

Einige Frauen im Dorf aber würden bezeugen, dass bei der Liebe mit Emile ebenfalls eine dritte Hand im Spiel ist.

Aber zurück zum Finish an Max. Bei Buben, und darauf freuen sie sich alle von Anfang des Haarschnitts an, gibt Emile als Finish dem Coiffeurstuhl einen starken Schwung, und noch einen und noch einen, bis der Stuhl in eine kreisende Umlaufbahn gelangt, inklusive dem Buben, dann stellt sich Emile in elegante Pose, hebt majestätisch die schützende und die sprühende Hand und hüllt mit der dritten Hand das rotierende Bubenhaupt in einen Nebel aus Eau de Cologne. Schliesslich stoppt er den Stuhl, entfernt Halskrause und Schutzumhang mit grossem Schwung und bittet den Bub mit höflicher Geste, den Sessel zu verlassen, was dieser jeweils mit einem grandiosen Bauchgefühl und schlingerndem Gang versucht.

Die grösseren Buben wissen inzwischen, dass es völlig sinnlos ist, Französisch- oder Englisch-Vokabular vor dem Coiffeurbesuch zu lernen; alles an diesem Tag Gelernte ist nach der Karussellfahrt auf jeden Fall ausgelöscht.

«Der nächste bitte», sagt Emile. Nun ist Roland dran, dann warten noch der kleine Michael und der ebenso kleine Patrick auf der langen, mit rotem Kunstleder gepolsterten Wartebank. Alle ihre Mütter warten auf der anderen Strassenseite im Tea-Room Nelly, so ist das üblich in Nidau.

Übrigens würde es einem eingeborenen Nidauer Mann niemals in den Sinn kommen, an einem Mittwochmittag zum Coiffeur zu gehen, der ist für die Schulbuben reserviert.

Die Türklingel bimmelt, ein neuer Kunde. «Hinten ansitzen», sagt Emile ohne hinzuschauen, wie er das jedes

Mal tut, wenn die Klingel am Mittwochnachmittag geht und er die Nidauer Jugend in Façon bringt.

«Was kostet ein Buben-Haarschnitt?», fragt eine helle Stimme. Nun schaut er doch hin, auch wenn er dazu weiterschneidet, blind, die Routine macht das möglich, und sieht ein kleines Mädchen an der Türe stehen, die leuchtend blonden Haare zu zwei schulterlangen Zöpfen geflochten.

«Einen Fünfliber plus dein Alter», sagt er automatisch, sagt dann: «Aber du bist ja ein Mädchen, du musst hinüber zum Salon Sandra, die ist für dich zuständig.»

«Ich will aber einen Buben-Haarschnitt», sagt das Mädchen in bestimmtem und keinen Widerspruch duldem Ton. «Und ich bin sieben Jahre alt und ich habe mein Taschengeld und mein Geburtstagsgeld gespart und habe jetzt fünfzehn Franken, das reicht sogar noch für ein Trinkgeld», sagt sie stolz.

«Dann setz dich hinten an», sagt Emile, und wendet den Blick wieder Rolands Haupt zu, wo die Schere inzwischen ihr Werk in aller Meisterschaft allein fortgesetzt hat.

Und nachdem auch Michael und Patrick gestutzt und geputzt, gedreht und gesprüht sind, ist die Reihe an Erika.

Wie nach jedem Kunden wendet Emile das Sitzkissen, weil er weiss, dass niemand gerne auf einem von einem fremden Hintern angewärmten Stuhl sitzt, wendet also das Sitzkissen und legt dann, als er die Grösse der kleinen Person recht bedenkt, noch das Zusatzkissen auf.

«Bitte sehr», sagt er und will der Kleinen auf den hohen Sessel hinaufhelfen.

«Das kann ich selber», ruft sie. Wieder fällt Emile auf, wie bestimmt ihr Tonfall ist. Mit behändigen Bewegungen

schwingt sie sich auf den Stuhl.

«Flink bist du; und unerschrocken!», staunt Emile.
«Ein Buben-Haarschnitt soll es also sein?»

«Genau, hinten kurz, Ohren ausgeschnitten, vorne Seitenscheitel.»

Emile greift zur Schere, packt den einen Zopf. «Bist du sicher?», fragt er.

«Sicher», sagt das Kind.

Emiles Schere schneidet, einmal links, einmal rechts. Und zwanzig Minuten später verlässt ein zufriedener und sichtlich stolzer Kunde Emiles Coiffeursalon. Auch er ist zufrieden mit seinem Werk. Erst etwas später kommen ihm einige Bedenken, ob da wohl alles seine Richtigkeit hatte.

Als das Telefon klingelt, befällt ihn leises Unbehagen, das er aber, wie er das immer tut, mit einer Portion Trotz bekämpft, auf Vorrat und Zusehen hin.

«Jemand hat meinem Mädchen die Zöpfe abgeschnitten. Waren Sie das?», fragt eine empörte, leicht hysterisch klingende Frauenstimme.

«Ja», sagt Emile. «Haare schneiden ist mein Beruf.»

«Aber Sie sind doch ein Herren-Coiffeur», tönt es wieder durch den Hörer. «Und sie ist ein Mädchen.»

«Aber sie wollte einen Buben-Haarschnitt. Und den hat sie bekommen. Einwandfrei.»

«Die schönen Zöpfe; einfach weg», jammert die Frauenstimme.

«Aber sie schien mir sehr zufrieden.»

«Sie schon, aber wir nicht; die hätten wachsen sollen bis aufs Füdli und bis zur Konfirmation. Und nun sind sie weg.»

«Aber sie sind noch hier», sagt Emile. «Wenn Sie

sie abholen wollen.» Nun hört er nur noch Schluchzen durch den Hörer.

«Ach, es sind doch nur Haare», hört er sich sagen. Und hört sich damit seinen ganzen Berufsstand verraten. «Es sind nur Haare.»

«Aber jetzt sieht sie aus wie ein Bub, meine Erika.»

Und nun will Emile gar nichts mehr einfallen. Und er hängt den Hörer auf.